

# Für unsere Kinder

Nr. 4 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1908

**Inhaltsverzeichnis:** Spruch. Aus Goethes „Faust“. — Aus der Schule: Stadtmaus und Feldmaus. Von Brand. — Herbsttage in den Berner Alpen. Eine Hundegeschichte. Von J. V. Widmann. — Meeresstrand. Von Theod. Storm. (Gedicht.) — Stiefel auf der Reise. Von Ernst Almsloh. — Zwei Treibhauspflanzen. Von Hebe. (Schluß.) — Die kleine Her. (Gedicht.)

## Spruch.

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan;  
Und keinen Tag soll man verpassen.  
Das Mögliche soll der Entschluss  
Beherzt sogleich beim Schopfe lassen;  
Er will es dann nicht fahren lassen,  
Und wirkt weiter, weil er muss.

Aus Goethes „Faust“.

○ ○ ○

## Aus der Schule.

### Stadtmaus und Feldmaus.

Ihr werdet die kleine Fabel von den beiden Mäusen sicher kennen, denn sie steht in fast allen Schullesebüchern. Eine Feldmaus wird von einer Stadtmaus eingeladen, ihre Armut zu verlassen und in die Stadt zu ziehen; dort sei Überfluß an allen schönen Dingen. Die Feldmaus folgt der Einladung. Als sie aber bei dem ersten Besuch der Speisekammer in Lebensgefahr gerät, verzichtet sie freiwillig auf den Überfluß und kehrt in ihre Armut zurück. Beim Abschied spricht sie zu der Stadtmaus die Worte: „Bleibe du eine reiche Stadtmaus und friß Würste und Speck; ich will ein armes Feldmäuschen bleiben und meine Sacheln essen. Du bist keinen Augenblick sicher vor dem Kellner, vor den Katzen, vor den Falken; ich aber bin daheim sicher und frei in meinem winzigen Feldblöchlein.“

Wenn man das liest, dann klingt es, als ob nichts dagegen einzuwenden sei; und ihr seid höchstwahrscheinlich fest überzeugt, daß die Feldmaus durchaus im Rechte ist mit ihren Worten und mit ihrer Handlungsweise.

Laßt mich einmal versuchen, ob ich eure Meinung errate. Ihr denkt wahrscheinlich so: Wie verständig ist es von der Feldmaus, daß sie freiwillig auf die Genüsse des Reichthums

verzichtet, weil er Gefahren für Leib und Leben mit sich bringt: „Du bist keinen Augenblick sicher —“, sagt die Feldmaus zu der Stadtmaus. Wie klug! Nicht wahr? Und wie bescheiden! Und warum will sie zurück in ihr winziges Feldblöchlein? Um „sicher und frei“ leben zu können. Sicher und frei! Klingt das nicht wie Opferfreudigkeit? Lieber arm sein, aber frei! Ist die Feldmaus also nicht eine kluge, bescheidene und opferfreudige Maus? — — —

Jetzt würde ich etwas darum geben, wenn ich wissen könnte, wer von euch meine letzte Frage mit „Ja“ beantwortet. Dem würde ich ins Gesicht sagen: Mein Freund, du hast in diesem Falle deinen lieben Menschenverstand nicht so zu Rate gezogen, wie man es eigentlich von dir erwarten darf. Nun höre also meine Meinung: Nein! Die Feldmaus ist nicht klug und nicht opferfreudig, sondern nur demütig und — dumm. Ja, sie ist die dümmste aller Feldmäuse, die nicht einmal weiß, daß einer Feldmaus zehnmal mehr Gefahren drohen als einer Stadtmaus. Die Stadtmaus muß sich vor Falken und Katzen hüten; das muß die Feldmaus auch; aber außerdem hat sie noch viele andere Feinde: Füchse, Dachse, Marder, Biemel, Maulwürfe, Bussarde, Falken, Raben, Krähen, Störche und manche anderen Tiere, sie alle stellen den Feldmäusen nach; hinzu kommen Überschwemmungen und harter Frost, wodurch Hunderttausende von Feldmäusen alljährlich vertilgt werden.

Und das nennt die Feldmaus „sicher und frei“! Das kommt mir gerade so vor, als wenn ein Gefangener sich seiner Fesseln rühmte. Ist das klug? Wäre die Feldmaus wirklich eine kluge Maus, dann hätte sie sofort einsehen müssen, daß sie sich gegen die wenigen Gefahren, die einer Stadtmaus drohen, viel leichter schützen konnte, als gegen das Heer von Feinden, mit denen sie selber umgeben ist. Auch mit der Opferfreudigkeit ist es nichts; denn die Freiheit, für die das Opfer gelten sollte, ist ja gar nicht vorhanden. Was bleibt also übrig? Eine einfältige Maus, von der man sagen muß: Sie hätte ihr elendes Leben mit einem besseren vertauschen können; aber sie war — zu dumm dazu.

Aber ein Ruhm bleibt ihr doch: Sie ist bescheiden. Wahrhaftig! So bescheiden ist sie, daß sie nichts Besseres will, als ihr Lebenslang

Eicheln fressen. Das ist wahrlich ein feiner Ruhm, um den ich, wenn ich eine Maus wäre, sie nicht beneiden würde.

Wäre diese Fabel nur zu unserer Unterhaltung geschrieben, so könnten wir uns dabei beruhigen; dann hätten Asop, der sie gedichtet, und Luther, der sie übersetzt hat, sich geirrt; das wäre so schlimm nicht; wir könnten doch an der Geschichte unseren Spaß haben. Aber: Wir sollen aus der Fabel etwas lernen! Das ist ihr Hauptzweck. Und gerade um der Lehre willen, die sie enthält, steht diese Fabel in allen Schullesebüchern. Und wenn ich diese Lehre ein wenig genauer betrachte, dann hört bei mir jeder Spaß auf. Wir wollen sehen.

Die Stadtmaus ist reich; die Feldmaus ist arm. Der Dichter will uns glauben machen, daß die arme Maus ein sichereres und freieres Leben führe als die reiche Maus. Auf das Menschenleben übertragen, würde das bedeuten, daß der Reichtum größere Gefahren in sich birgt als die Armut. Wenn wir hierin der Fabel recht geben, so werden wir wahrscheinlich auch ähnlich handeln wie die Feldmaus und ein bedürfnisloses Leben vorziehen.

Und das ist der Kern dieser Fabel! Sie will, indem sie in heuchlerischer Weise die „Freuden der Armut“ schildert, uns zur Bedürfnislosigkeit erziehen. Sei bescheiden! Sei demüthig! Friß deine Eicheln! Begehre nichts Höheres und Besseres! Das sind die Mahnrufe, die aus dieser Fabel erschallen.

Wir sind aber nicht so dumm und nehmen das alles unbesehen hin. Wir wissen ganz gut, daß sich die Reichen bei ihrem Reichtum sehr wohl befinden; und wir wissen auch ganz gut, warum sie uns vor den Gefahren des Reichtums warnen: Sie fürchten, wir könnten eines Tages das „Eichelnfressen“ satt haben und mit Nachdruck unseren Anteil an den Gütern der Erde verlangen. Und dann müßten sie mit weniger vorlieb nehmen. Daher also das heuchlerische Getue. Merkt ihr nun, daß diese anscheinend harmlose Fabel ein Werkzeug ist in der Hand derer, die uns im Elend zurückhalten wollen? Seid wachsam und schärfst eure Sinne! Dann werdet ihr manche Blüte entdecken, die trotz ihrer schönen Farbe einen Tropfen Gift im Kelche führt.

Ich aber werde euch dabei behilflich sein und an dieser Stelle von Zeit zu Zeit Proben mittheilen, an denen ihr lernen könnt, wie man heute bemüht ist, den Kindern des Volkes durch die Schule das Hirn zu verkleistern. Brand.

## Herbsttage in den Berner Alpen.

Eine Hundegeschichte. Von J. V. Wilmann.

Wenn die Herbsttage kommen, und mag noch so viel Sonnengold auf allen Matten liegen werden die Bergwege unseres Hochgebirges einsam.

Diejenigen aber, die eine ernsthafte Alpenliebe im Herzen tragen, nicht bloß der Platter herrschaft der Mode frönen, die sagen zu sich selbst um diese Zeit: Jetzt ist meine Stunde gekommen.

So ergriff auch ich den Bergstock zum großen Jubel meines Schnauzerhündchens, das mich auf solchen Ausflügen begleiten darf und vor Freude außer sich kommt, sobald ich die Lodenzoppe anziehe und den Tornister hervorhole. Ahnungsloses, armes Tierchen! Du hättest deine wilden Lustsprünge und dein fast jauchzendes Bellen gespart, hättest du voraussehen können, welche Not dir diesmal bevorstand. Aber auch ich wußte es ja nicht, und so tratet mir beide wohlgenut unsere herbstliche Wanderung an.

Schon auf dem Dampfschiff des Thuner Sees, den wir am späten Nachmittag besuhren, zeigten sich die Gletscher der Hochalpen in einer Klarheit, wie sie in diesem ganzen, doch so wunderbar schönen Sommer niemals gestrahlt hatten. Man mochte glauben, plötzlich mit Ablersaugen beschenkt worden zu sein, wenn man inslande war, auf der fernen Schneewand des Mönch oder des Eiger gleichsam die Furchen zu zählen, in denen die Staublawinen zu Thal fahren.

Interlaken ließ ich links liegen und ging von der obersten Dampfstation des Thuner Sees gleich geradeaus an jenem Abend noch zu Fuß nach Lauterbrunnen. Rosig erglühete im letzten Abendschein über der schon dunklen Taltschaft die das Land gleichsam absperrende Jungfrau. Dann erbleichte sie plötzlich, und bis Lauterbrunnen war mein nächtlicher Weg nur durch zwei Erscheinungen belebt: die in unbeschreiblicher Klarheit funkelnden Sterne hoch oben und hier und da ein Aufleuchten weißen Schaumes in dem wilden Bergwasser, in der Lütschine, deren Rauschen das ganze Tal erfüllte.

Der nächste Morgen brachte mich auf die Höhe der Kleinen Scheidegg, an Wengernalp vorüber. Das im Hochsommer oft so beschwerliche Steigen — wie leicht ging es heute bei kühlem, aber ganz hellem Herbstwetter vor sich. Jenseits der Schlucht, welche die Wengernalp von den nahen Gletschern der Jungfrau trennt,

sah ich durchs Fernrohr vier tapfere Männer sich auf dem Eise des Jungfrauhoches emporarbeiten. Sie hatten den beschwerlichsten, in diesem Jahre noch von niemand begangenen Weg ausgewählt. Unter „Weg“ sind natürlich nur die Stufen zu verstehen, die sie Schritt für Schritt mit ihren Eispickeln sich in den Gletscher ausmeißelten.

Angesichts solcher Leistungen da drüben an der Jungfrau, wo eben jetzt, um die Mittagsstunde, in Pausen von nur zehn Minuten zwei donnernde Lawinen niebergingen, konnte ich wahrhaftig nicht den gewöhnlichen, allbekannteren Touristensteig nach Grindelwald hinabtreten. Ein Führer fand sich glücklicherweise auf der Scheidegg im Wirtshaus, und mit ihm schlug ich den längs der Felswand des Eiger sich hinziehenden Weg nach dem Grindelwalder Eismeer ein, „nur rüstigen Fußgängern ratsam“, wie in den Reisebüchern zu lesen steht. Nun! rüstig genug fühlte ich mich in dieser herrlichen, die Nerven stählenden Luft, und mit wahrer Lust schritt ich hinter dem Führer über Matten, bergauf, bergab, durch Steingeröll, durch ausgeblühte Alpenrosenselder und über jene abschüssigen glatten Steinplatten, die einmal in der Breite einer Viertelstunde alle Vegetation unterbrechen. Das ging so mehrere Stunden lang, immer in die Höhe. Und hier war mir die für den Herbst seltene Freude beschieden, eine noch blühende, blaßrote Alpenrose zu pflücken. Erdbeeren aber und Heidelbeeren gab es in Menge.

Nun gelangten wir an das Eismeer, das in der Breite und in der Länge die Ausdehnung ungefähr einer Stunde hat. Aber der Gletscher sah nicht gut aus. Statt uns eine geneigte Fläche zuzuführen, wies er uns zum Willkomm nur einzelne hohe, sägeartig oder turmartig ragende Faden. Die sonst zwischen diesen Faden bestehende Verbindung war in diesem heißen Sommer fast abgeschmolzen. „Wie kommen wir da hinaus?“ fragte ich. Der Führer schüttelte den Kopf, sagte aber doch: „Es wird schon gehen.“ Und nun wählte er den solidesten der Eistürme aus und begann ihn mit dem Eispickel zu bearbeiten. Als er ein paar Stufen gehauen hatte, kletterte er mittels derselben höher, hieb weitere Stufen und gelangte durch diese systematisch und mit großem Geschick betriebene Arbeit wirklich auf die Spitze des Eisturmes, von wo aus er mir zurief, daß es nun schon leichter gehen werde, die nächste Spitze und von dort die ebenen Flächen des Gletschers zu erreichen. Ich ließ mir also das

Seil zuwerfen, dessen anderes Ende der Führer fest in den Händen hielt, und so kletterte ich ihm nach, innerlich erfreut, daß ich an dieser glatten Wand wenigstens nicht bergab zu gehen brauchte.

Kaum stand ich oben, als ein jammervolles Winseln mich erinnerte, daß da unten noch einer sei, der ohne Hilfe nicht herausgelangen könne. Mein armes Schnauzchen! Was war zu tun? Ihm das Seil zuwerfen, daß er es mit den Zähnen fasse und sich herausziehen lasse? Er ist ein gecheites Hundevieh; aber das wäre doch zu viel von ihm verlangt gewesen. Es blieb nichts übrig, als daß entweder der Führer oder ich uns noch einmal zurückwagten und den Hund herauftrugen. Aber ich traute mir's nicht zu, an der steilen Eiswand heil hinunter zu gelangen, und jedenfalls konnte ich nachher den Hund nicht hinaustragen. Hatte ich doch vorhin bei freien Händen Mühe genug gehabt, die Kletterei glücklich zu beenden.

Also war es jetzt an mir, das Seil zu halten, an dem der Führer sich hinabließ, um das Hündchen zu holen. Aber siehe, sowie sich der Führer dem ängstlich uns beobachtenden Tiere näherte, nahm es vor ihm Reißaus und lief mit wütendem und doch zugleich bangem Gebell zurück auf den Weg, von wo wir gekommen waren, vertrocknete unter ein Felsstück und dann, als der Führer es dort fassen wollte, unter dichtes Dorngebüsch; kurz, es ließ sich nicht fangen, weil es offenbar um keinen Preis den Gletscher betreten wollte. Zu spät erinnerte ich mich, daß es mir schon einmal am Vossongletscher des Montblanc eine ähnliche Szene gespielt hatte. Dort aber hatten wir Zeit vollauf gehabt — es war vormittags gewesen im Hochsommer — und so hatten wir damals nicht geruht, bis wir das Tier eingefangen hatten, und dann trug es der savyonische Führer über den ganzen Gletscher.

Hier war die Lage eine ernstere. Schon glühte jener ungeheure Eis- und Schneejirkus, der in gewaltigem Ring das Eismeer umfaßt, im letzten Abendchein eines kurzen Herbsttages. Der Führer erklärte, daß die Dunkelheit uns nicht auf dem Gletscher überraschen dürfe; denn selbst bei Tageshelle werde es ihm einige Mühe kosten, den rechten Weg zum Überschreiten ausfindig zu machen. Fast täglich verändert sich ja ein Gletscher, neue Risse und Schründe entstehen über Nacht. Das kanonenschußähnliche Donnern, das solche Veränderungen begleitet, kennen alle Hochtouristen, die eine Nacht in

der Nähe eines Gletschers zugebracht haben. „Wir müssen den Hund zurücklassen“ — das war endlich die bestimmte, keinen Widerspruch mehr duldennde Erklärung meines Führers. Ungern ergab ich mich darein. Mein einziger Trost war das Vertrauen auf die Intelligenz meines Hündchens, und außerdem gelobte ich mir, anderen Tages von Grindelwald hinaufzusteigen und alsdann den armen kleinen Kerl aus seinem ungeheuren Gefängnis in der Wildnis des Gebirges zu erlösen. Noch ein letztes angelegentliches Locken. Vergebens! Wohl kam das Tierchen winselnd zum Vorschein, aber fassen ließ es sich nicht.

„Also weiter in Gottes Namen!“

Wir überschritten das Eismeer unter mancherlei Schwierigkeiten, die noch größer gewesen wären, wenn wir dabei den Hund hätten tragen müssen. Eine volle Stunde brauchten wir; noch oft mußten Stufen gehauen werden; auch tat das Seil gute Dienste. Während dieser Zeit gelitten fortwährend von der Seite her, die wir verlassen hatten, Zammertöne des Hündchens, und wir konnten beurteilen, daß das Tier, je nachdem wir auf dem Gletscher stiegen oder abwärts gingen, uns am Ufer des gefrorenen Stromes aufwärts und abwärts folgte.

Jenseits des Eismeeres befindet sich ein nur im Sommer geöffnetes kleines Wirtshaus „Zur Våred“. Dort hatten wir wieder festen Fels unter den Füßen und eilten nun bei Pfeilschnell zunehmender Dämmerung auf einem gut erhaltenen Pfade dem Tale von Grindelwald zu. Hierbei unterließ ich nicht, immer in kurzen Pausen, so laut ich konnte, über den Gletscher hin meinen Hund bei seinem klassischen Namen („Argos“) zu rufen. Und bald hatte ich die große Freude, ihn mit herzhaftem Gebell antworten zu hören. Es unterlag keinem Zweifel, auch er suchte sich dem Tale zu nähern, immer freilich von uns getrennt durch den bis hinab sich ziehenden, unüberschreitbaren Gletscher. So begann ich auf eine Vereinigung unten im Talgrunde zu hoffen. Aber ich brachte einen letzten steilen Felsabsturz nicht in Anschlag, der überm unteren Grindelwaldgletscher jede Verbindung zwischen dem Gebirg und der Taltschaft auf dieser Seite aufhebt. Zwar gibt es an einer Stelle der Felswand eine Leiter, und der Führer meinte auch, daß ein Hündchen vielleicht seitlich von der Fluh durch geschickte Benützung einzelner schmaler Rafenbänder und gewisser vom Schnee- und Regenwasser ausgehöhlter Winnsale unter besonders glücklichen Umständen zu Tal gelangen könnte.

Aber über Leitern gehen nur dressierte Hunde im Hundetheater, und nun vollends bei Nacht, wie sie jetzt herrschte, wie sollte da das arme kleine Tier die Stellen ausfindig machen, die ihm vielleicht ein Hinabspringen gestatteten? Trotz dieser Überlegung hörte ich aber nicht auf, es mit Zuruf zu locken, hauptsächlich damit es wisse, wohin ich gegangen, und damit es mir am nächsten Morgen vielleicht folgen könne. Das Hündchen beantwortete jeden Ruf mit scharfem Geheul, indessen immer von derselben Stelle aus, so daß wir sicher annehmen mußten, es befinde sich an einem Orte, von wo aus bei herrschender Dunkelheit ihm irgendwelches Weitergehen zu gefährlich scheine. Da gab ich das Locken auf, und betrübt über dieses Ende meines Ausfluges, folgte ich dem Führer nach Grindelwald hinab, wo ich im Gasthof „Zum Adler“ Quartier nahm.

Mein Zimmer ging nach dem Gebirge hinaus, das jenseits der Lüttschine aus der Finsternis mit mattem Schneeglänze herüberschimmerte. In später Nachtstunde lag tiefe Stille über der Landschaft; nur gedämpft drang das Rauschen des Flusses zu mir herauf. Da — plötzlich durch diese tiefe Stille aus weiter Ferne her ein langgezogener Klage-ton, der mir allen Schlaf vertrieb trotz der Ermüdung nach solchem eifrigem Wandern im Gebirge. Kein Zweifel, das war mein treues Tier, das dort droben auf dem Felsen nach mir heulte und seine Einsamkeit bejammerte. In der Fluglinie war die Entfernung wirklich nicht so groß, daß man sein Geheul nicht hätte vernehmen sollen, und dann wird die Akustik noch besonders verstärkt durch die halbkreisförmige Gestalt jenes Gebirges. Einen Augenblick hatte ich die Regung, durch einen starken, meinem Hunde wohlbekannten Pfiff zu antworten. Aber ich sagte mir, daß ich damit die Sehnsucht des Tieres nur vergrößern würde, ohne ihm augenblicklich helfen zu können. Also verhielt ich mich still und legte mich nieder, um morgen mit frischen Kräften den treuen Gesellen von seiner „Martinswand“ erlösen zu können.

Es war wieder ein wundervoller Herbstmorgen oder eigentlich ein unbeschreiblich schöner Sommertag ohne jede Spur von Nebel, als ich frühzeitig mich erhob. Das erste war natürlich, nach dem Berge hinüberzulauschen. Aber dort war alles still. Hatte das Hündchen sich ruhig in sein Schicksal ergeben, und schlief es vielleicht unter irgend einer alten Wettertanne, bis ich es holte? Oder war es in der Nacht bei einem Versuche, den Weg

ins Tal herabzutasten, in einen Abgrund gefallen und bereits verendet? Auch Füchse oder die in den Klüften des Eiger nicht allzu seltenen Raubvögel konnten sich an das zu wirksamere Verteidigung wenig befähigte kleine Tier gewagt haben, dessen Stimme schon der „Herold seiner Schwäche“ war.

Unter solchen Zweifeln stieg ich am Gebirge empor, diesmal auf der Seite des Gletschers, wo ich gestern den Hund verlassen hatte. Mein Ruf war umsonst. Bis zu jener letzten Felswand drang ich vor, wo er noch nachts gewellt hatte. Kein Besten, kein Winseln antwortete mir. Hier also konnte der Hund nicht mehr weilen. Somit lehrte ich eine Strecke zurück und stieg nun auf der anderen Seite des Gletschers wieder bis zu dem kleinen Wirtshause „Zur Bäret“ empor, wo ich in der Mittagsstunde anlangte. Die Leute daselbst versicherten mich, sie hätten einen Hund in der Nacht heulen hören bis gegen Morgen um vier Uhr, dann nicht mehr.

In gedrückter Stimmung trat ich den Rückweg an, immerhin nicht unempfindlich für all den unbeschreiblichen Glanz der mich umgebenden herrlichen Hochgebirgswelt und oft mich auch lieblich erquickend an den eiskalten Wasserfällen, die da und dort dem Felsgestein entspringen. Den späten Nachmittag und Abend verbrachte ich noch mit Suchen am oberen Grindelwaldgletscher und mit Ausschreiben meines Tieres durch Zeitungsinserate und durch Postkarten an mir bekannte Gastwirte.

Anderen Tages lehrte ich nach Bern zurück, zu Fuß von Grindelwald bis an den Spiegel des Thuner Sees, von dort aus mit Dampfschiff und Eisenbahn. Eine kleine Hoffnung lebte noch in mir, ich würde zu Hause den Hund antreffen, der am Ende allein den Heimweg mochte angetreten haben. Personen, denen ich davon sprach, lachten mich aus. „Ein so kleines Tier! Wo denken Sie hin?“ Wirklich war er auch nicht da, und meine Hausgenossen teilten meine Betrübnis.

Da — am Morgen bald nach sechs Uhr — welcher Schrei ertönt vor der die Wohnung absperrenden Glastür? Und ein Stoßen, Poltern, Krachen! Alle liefen wir auf den Flur des Hauses, so wie wir eben aus dem Bette kamen. Schnell die Tür auf! Ah! Wahrhaftig er ist's!

Mit einem zweiten Schrei sprang das gute Tier in unsere Mitte, uns alle gleichsam auf einmal begrüßend. Dann sank es hin. Es war durch und durch naß, da in der Nacht starker Regen gefallen war; sein Pelzchen steckte voll

Tannennadeln, seine armen Füße waren an den Ballen rot und geschwollen; auch eine Bißwunde hatte es am Nacken, und so abgemagert sah es aus, daß wir sofort begriffen, es habe seit Freitag bis Montag nichts mehr zu essen bekommen. Wir trockneten es ab, wir gaben ihm Milch zu trinken, wir badeten es später und glätteten sein straubiges Fell, und bei alledem schien es uns viel, unendlich viel erzählen zu wollen, was es leider verschweigen mußte. Seither weiß ich, zum Teil durch direkte Mitteilungen von Gasthofbesitzern im Oberland, daß das Hündchen, ohne irgendwo sich greifen zu lassen, vom Gismeer bei Grindelwald den Weg längs der Eigerwand nach der kleinen Scheidegg zurückgelaufen ist, von dort über die Wengernalp nach Lauterbrunnen, dann die Straße hinab über Unspunnen an den Thuner See, weiter längs dem See die vielen Stunden bis Thun und von dort noch gute fünf Stunden nach Bern.

Ich kann diese Mitteilung mit der erfreulichen Meldung beschließen, daß schon nach zwei Tagen mein Hündchen sich vollständig erholt hat. Verschiedene Blätter haben seiner Leistung Erwähnung getan; auch sind ihm „persönlich“ einige Gratulationskarten zugesendet worden, ohne daß sein Charakter durch so viel allseitig ihm gespendetes Lob im geringsten wäre verdorben worden.\*

o o o

## Meeresstrand.

Von Theodor Storm.

Ans Fass nun steigt die Möwe,  
Und Dämmerung bricht herein;  
Über die feuchten Batten  
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet  
Neben dem Wasser her;  
Wie Träume liegen die Inseln  
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes  
Geheimnisvollen Ton,  
Einsames Vogelrufen —  
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise  
Und schweiget dann der Wind;  
Vernehmlich werden die Stimmen,  
Die über der Tiefe sind.

\* Aus „Spaziergänge in den Alpen“. Franzenfeld, Hubers Verlag.

## Stiefel auf der Reise.

Die beiden feinen Stiefel in der Ecke konnten sich von ihrer unangenehmen Überraschung gar nicht erholen.

Als sie auf dem Bahnhof in das vornehme, mit rotem Plüsch gepolsterte Abteil erster Klasse eingetreten waren, hatten sie mit Befriedigung gesehen, daß sie die alleinigen Inhaber des ganzen Abteils waren. Im Vorbeigehen hatten sie vor den Abteilen der dritten Klasse arges Drängen und Schimpfen vernommen, da die Plätze für die vielen Leute, die nur dritter Klasse fahren konnten, nicht ausreichten. Auch in der zweiten Klasse, in die sie einen flüchtigen Blick geworfen hatten, saßen die etwas nobleren Leute ziemlich gedrängt. Um so erhebender war den Stiefeln das Bewußtsein, daß sie an den Füßen ihres reichen, gräßlichen Herrn stolz und vornehm in das Coupé erster Klasse hatten schreiten können. Von dort schauten sie neugierig und erhaben auf die eiligen, erhitzten und unzufriedenen Gesichter der Leute, die sich mit einem scheuen Seitenblick in die erste Klasse auf dem schmalen Gang hin und her drängten.

Eine Stunde hatten die Stiefel in dieser heischaulichen Ruhe zugebracht. Bald hatte ihr Herr das linke Bein über das rechte geschlagen, bald das rechte über das linke, bald hatte er die beiden Stiefel auf das gegenüberliegende Polster gelegt und ihr weiches, schmiegsames, glänzendes, weißlich-braunes Leder mit einem liebevollen Blick durch das Ginglas betrachtet.

Da, kurz nach einer Station, kam das Un-erhörte.

Roh und unhöflich wurde die Tür des Abteils aufgerissen, und der Schaffner sagte zu mehreren Fahrgästen: „Dann nehmen Sie nur hier Platz!“

Und dann drängten sich einige Menschen herein, aufgereggt und unbeholfen. Man merkte es ihnen sofort an, daß sie noch niemals in der ersten Klasse gefahren waren.

Was ihr Herr innerlich dachte, sahen die beiden Stiefel sofort an seinem Gesicht. Wie verächtlich rümpfte er die Nase! Und dann sah er zum Fenster hinaus!

Die Stiefel konnten aber nicht so hoch schauen, da sie jetzt unten nebeneinander auf dem Fußboden stehen mußten. Dafür sahen sie jetzt ebenso hochmütig und verächtlich wie ihr Herr auf die sechs Stiefel, die zu ihnen ins Coupé gekommen waren.

Was waren das für unfeine, grobe und abgearbeitete Stiefel!

Das eine Paar mußte von einem Dorfschuster gemacht worden sein. Es waren derbe Schaffstiefel mit dicken Sohlen und plumpen Absätzen. Und als sie sahen, daß die beiden feinen Stiefel sie fixierten, rückten die beiden dicken Kanonen ängstlich und verlegen aneinander und krochen so weit wie möglich unter den Sitz. Ihr Herr schien ein Dorfschulze, ein ehemaliger Feldwebel zu sein.

Das zweite Paar sah auf den ersten Blick elegant aus. Es war noch neu und glänzte grell. Aber die beiden feinen Stiefel merkten doch sofort, daß die Eleganz nur erborgt war, daß nichts Reelles dahinter steckte. Es war Massenware aus einer Fabrik, aufgedonnert, aber ohne inneren Halt. Nach dem ersten Regen würden sie unansehnlich sein, und bald ist dann das Leder überall rissig und geborsten. Der Mann, der sie trug, schien ein junger Kaufmann auf Reisen.

Die beiden Fabrikstiefel wollten sich nicht merken lassen, daß sie eigentlich nicht in die erste Klasse hineingehörten. Sie bewegten sich geziert und gespreizt und lachten sich verlegen und albern an, als sie die hochmütigen Blicke der beiden feinen Stiefel auf sich ruhen fühlten.

Diese beiden waren von dem Eindruck, den sie bisher gemacht hatten, einigermaßen befriedigt. Aber sie wollten den übrigen Stiefeln doch noch zeigen, daß sie nichts mit ihnen zu tun hatten, und daß sie nicht etwa auch nur aus Zufall in die erste Klasse geraten waren.

„Das Reisen ist doch eine unangenehme Sache,“ sagte der linke zum rechten, „mit was für Volk man da so zusammen kommt!“

„Ja ja,“ antwortete der rechte, „das ist schlimm. Aber es sollte eigentlich verboten werden, daß Stiefel aus der dritten Klasse in der ersten Klasse fahren dürfen.“

„Hahaha!“

Entrüstet blickten die beiden feinen Stiefel auf, als sie durch dieses höhnische Lachen unterbrochen wurden. Sie schauten zuerst die beiden Kanonen an, die sich aber furchtsam noch weiter zurückzogen. Dann mühten sie sich hochmütig die beiden aufgedonnerten Fabrikstiefel, die ihnen aber auch durch eine ängstliche und verlegene Miene zu verstehen gaben, daß sie sich nicht so unpassend benommen hätten.

Dann fiel ihr Blick auf das dritte Stiefelpaar, das sie bisher noch gar nicht beachtet

hatten. Es war am weitesten von ihnen entfernt, zum Teil verdeckt durch die großen Kanonen. Die beiden feinen Stiefel reckten die Hälse und setzten ihre hochmütigste Miene auf, um die beiden Missetäter sofort in Grund und Boden hineinzubohren.

Aber wer beschreibt ihren Schrecken! Die beiden Stiefel knickten nicht zusammen, sondern sie lachten sie erneut aus und riefen ihnen zu:

„Habt euch nur nicht so, ihr beiden eingebildeten Laffen!“

Fassungslös sahen sich die beiden feinen Stiefel an. So etwas war ihnen noch nicht vorgekommen. Sie waren an Respekt, an Gehorsam, an Unterordnung gewöhnt. In den Hotels behandelten die Hausburschen sie immer mit ganz besonderer Vorsicht und sagten zueinander:

„Dunnerwär, dat sünd aber feine Dinger! Wat de woll kost't hew't!“

Und jetzt geschah ihnen so etwas! Und noch dazu von Stiefeln dritter Klasse! Denn das waren sie sicher; sie waren zwar, wie es schien, von ganz gutem Leder, aber alt und abgearbeitet waren sie. Sogar ein ganz ordinärer Meister saß an dem linken Stiefel. Und solche gewöhnlichen Stiefel wagten, sie, die feinen, teuren Stiefel auszulachen und zu beschimpfen!

Sie richteten sich stolz auf, und dann sagten sie mit vornehmer Würde und beleidigender Kälte:

„Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie es zu tun haben? Und wie man sich in der ersten Klasse benimmt, scheinen Sie auch nicht zu wissen!“

Die dicken Kanonen glockten furchtsam auf die beiden feinen Stiefel, und die beiden Fabrikstiefel warfen sich in elegante Postur.

Die beiden gestickten Stiefel in der Ecke aber sagten mit spöttischem Lachen:

„Mit wem wir es zu tun haben? Mit zwei aufgeblasenen Faulenzern, die nicht wissen, wie die Arbeit aussteht und wie schwer sie ist. Und wie wir uns zu benehmen haben? So, wie wir es für gut halten, und nicht, wie es zwei Tagebieben gefällt!“

Den beiden feinen Stiefeln verging bei diesen Worten der Atem. So etwas hatten sie noch nie erlebt! Und dabei mußten sie noch sehen, wie die beiden dicken Kanonen ein ganz klein wenig lachten, und auch die beiden Fabrikstiefel nickten den beiden frechen Spöttern aufmunternd zu.

Deshalb freuten sich die beiden feinen Stiefel, als ihr Herr aufstand und in den Speisewagen ging. Zwar mußten sie dabei an den beiden frechen Stiefeln vorbei, aber sie machten einen weiten Bogen um sie herum und guckten sie nicht an.

Nur das laute und lustige Lachen der beiden gestickten Stiefel schallte ihnen noch im Gange nach, bis der Zug über eine Brücke donnerte und dabei alles sonstige Geräusch verschlang.

Ernst Kamsloh.

o o o

## Zwei Treibhauspflanzen.

Von Lede.

(Schluß.)

Das Kind war allein mit dem Gänseblümchen. Als nun das blasse Tageslicht noch mehr erblaßte und die Dämmerung hereinbrach, da stützte sich die Kleine auf einen Arm und begann zu der Blume zu sprechen, denn Kinder und Blumen verstehen einander.

„Liebes Gänseblümchen,“ sagte das Kind, „erzähle mir doch von den Wiesen, wo du gewachsen bist! Hier ist die Straße so eng, und die Häuser sind so hoch, daß ich fast niemals den Himmel und die Sonne sehe. Du weißt, wie blau der Himmel draußen auf dem Lande ist, und wie hell die Sonne dort scheint. Du weißt, wie die goldgelben Ahrenfelder und die grünen Wiesen aussehen. Du kennst die lieben Vögel und die hübschen Schmetterlinge und die kleinen drolligen Grillen. Ich habe das alles nur einmal gesehen, aber ich habe es niemals vergessen. Erzähle du mir nun davon, liebes Gänseblümchen!“

Wenn eine Blume Herzeleid empfinden kann, so empfand es das Gänseblümchen in diesem Augenblick, weil es nichts von alledem mußte, wonach das Kind sich sehnte. „Ach,“ seufzte es leise, „ich kenne die Felder und die Wiesen nicht; Vögel und Schmetterlinge sind mir fremd; den blauen Himmel und die Sonne habe ich nie anders als durch ein gläsernes Dach gesehen; ich bin ja nur eine Treibhauspflanze.“

„Arme Blume,“ erwiderte das Kind, „Papa sagt, ich wäre auch eine Treibhauspflanze, weil ich zwischen engen Mauern aufwachse, anstatt mich im Freien zu tummeln. Papa sagt, deshalb wäre ich so bleich und mager und altflug, gerade wie du, kleines Gänseblümchen, das jetzt im Februar blüht, während die anderen Blumen noch schlafen. Ach, wie schön wäre es, wenn wir zwei zusammen auf das

Land gehen könnten! Aber erzähle mir, was du weißt, kleine Blume."

So erzählte das Gänseblümchen alles, was es wußte, von dem Treibhaus und den anderen Blumen. Es erzählte von dem prächtigen Blumenladen und dem bunten Leben und Treiben auf der Straße, und schließlich erzählte es von dem wunderbaren Abend, den es in dem großen glänzenden Hause verlebt hatte.

"Wie schön müssen doch die Häuser reicher Leute sein," rief die Kleine; „tut es dir nicht leid, mein Gänseblümchen, daß du von dort fort mußt?"

"Nein, es tut mir nicht leid," sagte die Blume, „denn dort hatte mich keiner so lieb wie du, und ich will dich nie mehr verlassen."

Und die beiden blieben beisammen. Des Kindes Mutter pflegte liebevoll die kleine Kranke und begoß sorgsam die Pflanze, und als die Kleine wieder kräftig genug war, dann und wann ein Stündchen aufzusehen, setzte sie beide zusammen ans Fenster, wo sie die Sonne sehen konnten. Der Doktor kam von Zeit zu Zeit und sagte mit zufriedenen Lächeln, daß es seiner kleinen Patientin viel, viel besser ginge, daß sie nur viel frische Luft und Bewegung haben müsse, wenn der Frühling käme. Frau Wetbach kam häufig und gern, denn bald fühlte sie sich in diesem ärmlichen Zimmer neben dem Kinderbettchen glücklicher als in ihrem eigenen, prächtigen Heim. Oft saß sie stundenlang neben der Kleinen, erzählte ihr Geschichten, oder spielte mit ihr mit dem hübschen Spielzeug, das sie ihr mitgebracht hatte. Ehe sie ging, betrachtete sie immer den Gänseblümchenstoc, und einmal pflückte sie eine der zarten Blüten und steckte sie an ihren Busen. —

Es war Anfang Frühjahr. Die Luft war erfüllt von dem süßen, unbestimmten Duft der wiedererwachenden Natur. Selbst in dem geräuschvollen, düsteren Arbeiterviertel der Großstadt, wo es keinen Baum und keinen Strauch, ja nicht einmal ein Grashalmchen gibt, war die Luft davon erfüllt. Das Fenster des Krankenzimmers war weit geöffnet, und ein Sonnenstrahl, der hereindrang, färbte die bleichen Wangen des Kindes und die Blüten der Pflanze mit einem Schimmer von Gold. Neben dem Kinde saßen zwei Frauen; die eine trug ein seidenes Gewand, die andere trug ein Werktagkleid aus grobem Rattun, aber beide saßen froh und zufrieden aus, und die eine Frau sprach zu der anderen:

"Der Arzt sagt, Ihr kleines Mädchen braucht frische Luft und Bewegung und nahrhafte

Speisen. Lassen Sie mich die Kleine mit aufs Land nehmen, und ich will ihr alles geben, was sie braucht. Ich weiß, es wird Ihnen schwer, sich von ihr zu trennen, aber, glauben Sie mir, ich werde sie Ihnen im Herbst zurückbringen, kräftig und blühend und gesund! Ich habe keine eigenen Kinder, und ich liebe Ihr kleines Mädchen. Lassen Sie mich eine Zeitlang für sie sorgen und sie mit mir nehmen!"

Die Mutter nickte. Sie war zu bewegt, um zu sprechen; und die beiden Frauen sahen einander in die Augen, während die zarte, schmale Hand der reichen, kinderlosen Frau in der rauhen, arbeitsartigen der armen Mutter ruhte.

Draußen auf dem Lande, wo die Gänseblümchen wachsen, steht ein kleines ländliches Haus, einfach aber traulich. Durch seine weit geöffneten Fenster weht die frische Bergesluft und bringt der goldene Sommersonnenschein; ein Gärtchen umgibt es, und Reben ranken sich daran empor. Im Garten steht eine Frau in lichtigem Sommerkleid, ihre Augen werden von einem großen Gartenhut beschattet. Sie begießt eine üppige Gänseblümchenpflanze, die dicht neben der Haustür gepflanzt ist, und ihre Augen ruhen liebevoll auf einem kleinen Mädchen, das in ihrer Nähe spielt. Das kleine Mädchen sieht gesund und glücklich aus. Sein goldenes Haar weht im Winde, und seine Wangen glühen im Eifer des Spieles. Zwei Treibhauspflanzen sind endlich daheim, auf dem Lande, am Herzen der Natur, das Kind und das Gänseblümchen.

o o o

### Die kleine Hex.

Morgens früh um sechs  
Kommt die kleine Hex.  
Morgens früh um sieben  
Schabt sie gelbe Rüben,  
Morgens früh um acht  
Wird der Kaffee gemacht.  
Morgens früh um neun  
Geht sie in die Scheun'.  
Morgens früh um zehn  
Holt sie Holz und Spän',  
Feuert an um elf,  
Kocht dann bis um zwölf  
Fröschebein und Krebs und Fisch:  
Surtig, Kinder, kommt zu Tisch!

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Jettin (Zundel), Wilhelmshöhe,  
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.